

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Pechmarie und Hans im Glück.

Die Geschichte einer Jugendfreundschaft von C. v. Dornau.  
Nachdruck und Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Ganz benommen folgte sie dem nun leichtfüßig voranschreitenden. Er hatte bald ein leeres Tischchen ausfindig gemacht, sehr behaglich in einer Ecke, nur grad' für zwei Personen groß genug. Ein Kellner half ihr aus dem Regenmantel; Hans streifte nachlässig den seinen ab. Dann saßen sie sich gegenüber, der Kellner enteilt nach Bier, und Hans lachte die Bespielin mit wiedergegewonnener guter Laune übermütig an:

„Hast du nicht vorhin dein Brot mit mir geteilt? Wohlthat trägt Finfen, jetzt gebe ich dir ab. Was befehlst du?“

Er schob ihr die Speisefarte zu, sie starrte eine Weile rasselos hinein. Dann richtete sie sie ihm zurück, ohne ihn anzusehen.

„Bestell du lieber.“

Er lachte und tat's. Während er scherzend mit dem Kellner verhandelte, quälte sie sich mit den nachgewordenen Handschuhen ab, die so schwer von den Fingern gingen. Und dazwischen sah sie ihn immer wieder verstohlen an: Vorhin war ihr alles bald wie im Traum erschienen. Zum ersten Male sah sie ihn jetzt ganz deutlich. Er hatte im Grunde noch ganz das alte, liebenswürdige, eigenwillige Jungengesicht. Selbst der Schmutzbarthaar veränderte es nicht wesentlich. Der war nur mit seiner festen, graden Linie wie ein schalkhaftes Unterstreichen der ganzen, selbstverständlichen Persönlichkeit.

Geradezu lächerlich erschien ihr „Behabe“ Marie selbst mit einem Male. Seitdem er sie so derb angefahren, fühlte sie sich erst richtig in die alten Zeiten zurückversetzt.

Hans Imhoff verabschiedete den Kellner, stemmte die verschränkten Hände leicht vor sich auf den Tisch und bog sich ein wenig zu ihr hinüber.

„Nun möchte ich aber vor allen Dingen wissen, wie du eigentlich daher kommst!“ sagte er.

„Das hab' ich dich gerade fragen wollen!“ rief Marie. Sie lachten beide ohne rechten Grund. Lachten wie zwei fröhliche, harmlose Kinder. Marie sah sie zuerst.

„Die Erbschaft —“ begann sie.

„Ja, der gute Onkel Polbewig!“ rief Hans. „Daß er uns so reichlich bedacht hat. Es ist unglaublich, daß er überhaupt so viel hinterlassen hat! Dreihunderttausend Mark! Und dabei tat er manchmal, als ob er nicht genug zum Sattessen hätte, ermahnte mich immer und immer wieder zur äußersten Sparfamkeit, er könne leider 'mal gar nichts für mich tun.“

„Das hat er mit voller Absicht gesagt,“ meinte Marie nachdenklich.

„Natürlich! Er wollte mich nicht nur zu Fleiß und guter Wirtschaft erziehen, ich sollte mich vor allen Dingen auf niemand andern, als auf mich selber verlassen lernen.“

Na, das hat er ja dann auch glücklich fertig gebracht. Mir hat wahrhaftig kein anderer weitergeholfen, seitdem ich vor zehn Jahren aus der Lehre kam, und das bischen, was Vater uns hinterlassen konnte, kaum für Mutter und Schwester langte. — Und diese zehn Jahre haben mich stehen, gehen und sehen gelehrt, drei Dinge, die einem, wie du wohl auch schon bemerkt haben wirst, erst das reife Leben beibringt, nicht die Kindermühen und Schulmeister. Ja, nützlich und notwendig war die harte Zeit, aber schön war sie nicht — gar nicht, Marie! Schön soll's jetzt erst werden, weißt du.“

Sie hatte sehr aufmerksam zugehört.

„Ich verstehe,“ sagte sie, immer den gespannten Blick fest auf ihn gerichtet, „du hast unter der ständigen Abhängigkeit gelitten, gerade du mehr als irgend ein anderer an deiner Stelle!“

„Ja, ja! Ganz recht! Wie gut du das verstehst, Marie!“

„Und nun bekommst du plötzlich die Möglichkeit, dich selbständig zu machen, du willst mit deinen fünfzigtausend Talern ein eigenes Geschäft anfangen, das ist mir allerdings ganz klar.“

Hans Imhoff ließ die Hände in den Schoß fallen und lehnte sich ein wenig zurück.

„Und da irrst du dich gründlich,“ sagte er langsam, „das wäre das allerletzte, was ich täte!“

„Aber...“

„Willst du mich ein Weilschen anhören? Ich muß dir das in aller Ruhe auseinandersetzen. Siehst du, ich bin nicht aus Neigung, aus dem geringsten inneren Antrieb Kaufmann geworden, sondern einzig und allein, weil das nun 'mal der billigste Beruf ist — wo die Ausbildung am wenigsten kostet und der Jüngling zuerst in die beneidenswerte Lage kommt, außer der Hochachtung der Welt auch klingende Münze zu gewinnen. Das habe ich ja auch getan, ich fing vor zehn Jahren mit vierzig Mark im Monat an und verdiente zuletzt als Prokurist meiner Braunschweiger Firma ganze zweitausend pro anno. Aber, wie gesagt, Spaß hat's mir nie gemacht — auch die zweitausend nicht, sie waren mit zuviel Dual und Zwang erkauft! Und sobald die erlösende Nachricht kam von Onkels Testament, da hab' ich das Tintenfaß wie weiland Held Luther gegen die Wand geworfen — bildlich natürlich! — den Kontorock ausgezogen und dem großen Hauptbuche eine lange Nase gemacht. Und seitdem, seit diesem gesegneten ersten Oktober, seit ganzen drei Wochen also, bin ich frei — so frei, so ganz mein eigener Herr, wie ich's mir in meinen kühnsten Träumen vorher kaum geträumt hatte!“

„Aber — um Gottes willen! Hans, du willst nun gar nichts mehr tun?“

„Unsinn! Wer sagt das?“

„Du selber.“

„Ich denk' nicht dran! Ich will künftig nur einer andern Arbeit, einem anderen Berufe leben, einem, zu dem ich mich tiefinnerlich berufen fühle!“

„Ich verstehe kein Wort...“

„So siehst du aus! Gänzlich fassungslos. Arme Marie! Nun hör' mal weiter zu, ich habe schon gemerkt, du kannst prachtvoll zuhören. Also: das vorhin mit dem Tintenfaß gegen die Wand ist ein arger Sprachfehler gewesen, wie er unjereinem gar nicht passieren dürfte. — Dem Tintenfaß habe ich nicht Valet gesagt — im Gegenteil, Marie! Mit Haut und Haaren, mit Kopf und Herz will ich mich dem künftig ausliefern — das ist's ja gerade! Ein Mann der Tinte, der Feder will ich — kann ich — darf ich von nun an sein!“

„Hans! Du willst Schriftsteller werden!? Du?“  
 „Ich habe die starke Absicht. Oder, genauer: Geschrieben hab' ich schon seit langen Jahren — ein bißchen — so ganz schüchtern und heimlich — in jeder mühsam abgeparten Freistunde. — Kleinzug, Krimstrams zumeist — zu Großem fehlten Maße und Seelenruhe. Aber jetzt hab' ich die — und jetzt wird's was — das fühle ich — das weiß ich. So gewiß weiß ich das, wie daß du mir hier gegenüberstehst und der Kellner endlich mit den Kumpsteaks kommt.“

Sie wartete, bis der Mann wieder fort war und nahm unterdes gedankenlos Messer und Gabel zur Hand. Aber sie legte sie gleich wieder fort und sah den Jugendfreund in stemloser Erwartung an:

„Und davon willst du nun künftig leben?“ sagte sie kopfschüttelnd.

„Davon? Nein —! Dafür! Das ist nämlich ein gewaltiger Unterschied! Für meine selbstgewählte Arbeit — von den Finzen dieses köstlichen, rein vom Himmel gefallen Kapitals — die sind ja so ziemlich das dreifache von dem, was ich bisher zum Leben gehabt — und gebraucht habe. — Denke doch nur, Marie, was das für mich bedeutet! Ich hätte mich am End wohl auch ohnedem schließlich durchgesetzt — mir ist wenigstens so zumute, als ob ich das Zeug dazu gehabt hätte. — Aber was wären das für endnervende, zermürbende Kämpfe gewesen — grab' in meinen besten, reichsten, schaffensfreudigsten Jahren! Und dann — ich habe oft eine helllose Angst davor gehabt, daß mich die Rot einmal dazu treiben könnte, um bei Geldes willen billige Duzendware zu liefern. — Einzelne meiner kleinen Skizzen und Aufsätze waren, streng genommen, nichts Besseres. Sie mußten eben meinen Schuster oder Schneider bezahlen. — Jetzt aber ist alles, wie's sein soll! Solch Glück ist noch gar nicht dageswesen, wie auf mich unvürdiger Menschen heruntergeregnet ist. — Und nun hab' ich auch die Verpflichtung, nicht wahr, etwas Großes, ganz Gutes zu leisten — was, Marie? Aber vor allen Dingen haben wir jetzt die Verpflichtung, unsere Kumpsteaks zu essen — und dabei wollen wir zehn Minuten keinen Ton reden!“

Das taten sie nun auch. — Er, sich gemächlich baziwischen im Lokal umschauend, die Nachbarn mustern, das Bierglas zur Hand; sie, rasch, gertrout, ohne von ihrem Vetter aufzusehen. Sein umhertretender Blick fiel schließlich auf sie, blieb an ihr haften. Er wartete schon ein wenig ungeduldig, bis sie fertig war, dann schob er mit raschem Griff die geleerten Teller und Schüsseln zur Seite und bog sich mit aufgestützten Ellenbogen zu ihr hinüber:

„So! Und nun erzähl du von dir!“ bestimmte er. „Es ist ja geradezu schmachvoll; in meinem ganzen Leben hab' ich, glaub' ich, nicht soviel hintereinander von mir selber geredet als eben! Und dabei weiß ich noch gar nichts von dir — außer der erfreulichen Tatsache, daß du auch fünfzigtausend Taler vom guten Onkel Boldewitz geerbt hast. Wichtig — noch eins: Bei der Testamentsabschrift stand: „die Volksschullehrerin Marie Krumpa erhält“ — usw. Davaus hab' ich erfahren, was du jetzt bist. — Es ist rein unnatürlich, daß man so lange nichts mehr voneinander hörte.“

„Unnatürlich? Wieso?“ Marie Krumpa strich das Tisch Tuch glatt und legte die gefalteten Hände darüber. „Ich finde es ganz natürlich, ganz selbstverständlich. Wir hatten jeder so schrecklich viel mit sich selber zu tun, daß wir gar keine Zeit mehr fanden, an andere zu denken. — Und Onkel Boldewitz schrieb doch nie was anderes als die Postanweisungen für das Geld, was ich im Seminar brauchte — kaum noch einen Gruß auf den Abschnitt — nachher, als ich nach seiner Ansicht genug verdiente, kamen auch die Postanweisungen spärlicher und hörten schließlich ganz auf, sobald ich fest angestellt war.“

„Wo ist das? Ach richtig — in Treuenbriegen — das stand ja auch im Testament. Und da gefallt's dir? Da fühlst du dich wohl?“

„Nein. Gar nicht. Ich hab' kein Talent zur Lehrerin.“

Und natürlich auch keine Freude dran. Aber danach wurde doch nicht gefragt. Auch von mir nicht. Es war eben meine Arbeit. Und so ging's schließlich ganz gut, immer den gleichen Gang in der Treitmühle, und ich hatte mich daran gewöhnt. Aber sehr wohl habe ich mich nie dabei gefühlt —, und das war ja auch nicht nötig.“

„Na, aber — erlaube mal! Sehr nötig haben wir das! Das Beste schaffen wir nur, wenn wir unsere Arbeit lieb haben —, und lieb haben wir sie, sobald wir bei ihr das Beste aus uns herausholen dürfen. — Du willst nun natürlich nicht Lehrerin bleiben?“

„Ich bin's bereits nicht mehr —“

„A! Bravo!“

„Wieso: bravo? Hab' ich damit was Verdienstliches getan?“

„Sicher! Erstens an deinen Schülerinnen —, zweitens noch viel mehr an dir selber.“

„Du glaubst also, daß ich nun besser dran bin?“

„Aber ganz gewiß! Das ist doch keine Frage!“

„Meinst du?“ Marie lächelte in gleichgültiger Selbstverspottung. Sie lehnte sich jetzt mit verschränkten Armen in ihrem Stuhl zurück und sah starr an Hans vorbei. „Ich war ja noch ein Kind damals,“ sprach sie gedankenverloren weiter; „aber in mir gesteckt muß es da auch schon haben, — sonst hättest ihr anderen mich wohl nicht grad die Pechmarie genannt. — Ich hab' zu nichts Talent, Hans Imhoff, zu gar nichts! Nicht mal zum Glücklichen, was doch das einfachste von allem ist —“

Er bog sich eifrig weiter vor.

„Du — das sag' nicht!“ widersprach er lebhaft. „So einfach ist das gar nicht: glücklich zu sein —, im Gegenteil! Aber dafür ist's eine Kunst, die man lernen kann — und soll — du sollst sie lernen, auf alle Fälle! Ich weiß wohl, was die allermeisten Leute ohne weiteres ein großes Glück nennen würden: diese für unsere bisherigen Verhältnisse so überreiche Erbschaft — das ist an sich noch keins —, Geld ist nur Mittel zum Zweck. Aber für uns war der springende Punkt: das Geld verschaffte uns beiden die Freiheit.“

„Und was hab' ich denn von meiner Freiheit?“

„Wie?“ — Die trodene Zwischenfrage verdruckte Hans bis zum völligen Verstummen. Dann lachte er mit etnem Male hell auf:

„Du bist köstlich, Mädchen!“ rief er. „Verblüffend geradezu! Was du von deiner Freiheit hast? Ja, die ist doch an und für sich eins der höchsten Erdengüter —“

„Für einen Mann — ja! Für dich — ganz bestimmt! Aber für mich? Was fang' ich mit ihr an? Dich hat's gerade zur rechten Zeit getroffen. Mir mich kommt's zu spät oder zu früh. Ich bin entweder zu jung oder zu alt dafür. Seit meiner Kindheit, seitdem all das Unglück meinen Vater traf, hab' ich's nicht anders gewußt, als daß ich ein ganz armes Mädchen bin, mit der einzigen Lebensaufgabe, sich anständig sein Brot zu verdienen. — Nun bin ich zu alt geworden, um noch mal umzulernen.“

„Zu alt! Kind! Du bist höchstens 24 Jahre alt!“

„Bitte sehr, ich werde nächstens 26. Aber freilich — zu jung — dem Lebensalter nach — bin ich vielleicht auch noch für meine absolute Freiheit —“

„hm.“ Er sah sie ernsthaft nachdenkend an. „Ich fange an, dich zu verstehen. Ich wünschte, ich könnte dir helfen, gute Marie! Wer im Grunde hilft man sich in solchen Dingen nur selber. — Und ich kenne dich noch so wenig — so, wie du jetzt geworden bist. Freilich: sehr verändert scheintst du dich nicht zu haben! Sag mal: Wie war dir zuerst zumute, als du die Mitteilung vom Amtsgericht bekamst?“

„Wie mir zumute war? Scheußlich!“

Das kräftig herausgeschleuderte Geständnis wirkte sehr komisch.

Hans sprach gleich ganz ernst weiter: „Und dann fühltest du die Verpflichtung, schleunigst dein Amt niederzulegen — aus Gewissenhaftigkeit —, weil du dich nicht tüchtig genug dafür fandest — und weil du einer Armeren das Brot nicht wegnehmen wolltest —“

„Hans! Woher weißt du denn —“

„Daß du das gedacht hast? Also, du hast so gedacht? Ist mir sehr interessant. Ich riet nur so aus's Geratewohl. Und nachdem du aus dem Amt geschieden warst, tatest du — was?“

„Ich ging auf Reisen —“

„Richtig! Und kamst bis Berlin. Von Treuenbriegen nach Berlin. Nur, sehr weit ist das gerade nicht. Und nun

stehst du hier in deiner Fremdenpension — hummelst ein bißchen durch die Straßen und Museen, gehst mal abends in ein Theater — schön! Sehr schön! Das ist für eine Weile ganz nett. Aber, was soll dann nachher kommen?"

"Das — weiß ich eben nicht. Ich weiß überhaupt gar nichts." —

"Gar nichts? Das ist allerdings verzweifelt wenig! Ich kann mir jetzt ganz gut vorstellen, wie dir zumute ist."

"Ach! Keine Ahnung hast du —, so was Schauerhaftes kannst du dir gar nicht vorstellen!" Sie stieß das in unerschrockener Festigkeit hervor. Er streckte die Rechte nach ihr hin und strich tröstend über ihre aufgeregte zuckenden Hände.

"Du hast den festen Boden unter den Füßen verloren — fest war er, wenn auch dürr und hart —, und jetzt treibst du wie ein abgewehtes Blatt vor dem Winde!" betonte er sanft.

"Das begreife ich völlig. Ich verstehe auch, daß du nun erst wieder neuen Untergrund finden mußt —"

"Untergrund? Für ein abgerissenes Blatt?"  
"Spöttlerin! Ich freue mich, daß du deinen Humor nicht verloren hast. Ja, Vergleiche hinten immer ein bißchen, liebe Marie. Du bist eben in Wahrheit kein verwehtes Blättchen oder Zweiglein, sondern eine ganz respectable junge Eiche, die sich aber immerhin noch ohne Schaden umsetzen läßt."

"Wohin aber? Ich wär dir sehr dankbar, wenn das deine Weisheit auch gleich finden wollte."

"Meine Weisheit steht dir mit Vergnügen zur Verfügung. Freilich — heute abend wohl nicht mehr — dazu gehört wohl etwas mehr Zeit —"

"Heute abend!" Sie zog hastig die Uhr und erschrak.

"Heute nacht willst du sagen. — Mitternacht vorbei! Rein das ist ja — das ist ja —" Sie sprang aufgeregter vom Stuhl empor. "So spät bin ich noch niemals nach Hause gekommen! Ich muß gleich fort —"

"Ich bitte dich um alles in der Welt, Marie zappelse nicht so! Setz dich nur noch zwei Minuten — ich muß doch erst bezahlen — wir gehen dann gleich."

"Wir? Du kannst bleiben, wenn du Lust hast —"

"Danke für gütige Erlaubnis. Ich bringe dich natürlich nach Hause. Kellner — bitte, zahlen. Es wäre wirklich angebracht, Marie, daß du dich noch ein bißchen hinsetzt."

(Fortsetzung folgt.)

## Der Zehnmillionen-Tommy.

Eine britische Kriegsgeschichte in zwei Szenen.

Von Alfred Pratt.

### Erste Szene.

Besetzungsraum im Londoner „Klub der vornehmen Patrioten“. — Douglas Hopkins, der neunzehnjährige Sohn des ehrenwerten Unterhausmitgliedes und Whiskyfabrikanten Sir George Henry Emerald Hopkins, sitzt in einer Ecke am Klavier. Vor Douglas steht ein kleines Tischchen mit einer Batterie geleerter Flaschen. Der junge Douglas ist vornübergebeugt und starrt in sein Glas mit der Miene eines Mannes, der „schwer geladen“ hat und geistig im Lande jener Träume weilt, die nach einem anstrengenden Hummel das beherrschte Gemüt wie der dicke englische Nebel umwallen. Wohllich erscheint in der Dürre Sir Hopkins. Er erkennt seinen Sohn, und seit von einer starken Erregung gespanntes Gesicht nimmt einen besetzten Ausdruck an.

Sir Hopkins: „Gott sei Lob und Dank, Douglas, daß ich Dich endlich finde! Suche Dich seit sieben Uhr abends wie eine Stednadel. Habe eine Sache von höchster Wichtigkeit mit Dir zu besprechen! Also höre."

Douglas ohne aufzusehen: „Achtig Blut, alter Herr. Dein Unterhausmitglieds-Temperament im Ehren! . . . Du hast eine so überraschend heftige Art, die der momentanen geistigen Befassung Deines Sohnes durchaus widerspricht. Wenn man wie ich dreißig Whisky intus hat . . ."

Sir Hopkins: „Sprich nicht von Whisky! Das Alkoholein-schwankungsgesetz unserer Regierung hat meine Fabrik pleite gemacht!"

Douglas, ohne aufzusehen: „Wie Du siehst, ist wenigstens Dein Sohn und Erbe noch ein treuer Kunde."

Sir Hopkins: „Hat sich was — Erbe! . . . Du weißt, wie es mit mir steht. Unsere Schulden sind größer als Dein Verstand . . ."

Douglas, ohne aufzusehen: „Ich hätte sie noch bedeutend höher eingeschätzt."

Sir Hopkins: „Keine Zeit zum Scherzen, mein Junge, nachdem ich halb London nach Dir durchstöbert habe! Also: ich erhielt heute abend einen Brief, der uns Millionen bringt, wenn Du vernünftig bist." Er zieht einen zerfetzten Brief aus der Tasche und unterfaktet ihn. Dieses höchst schicksalsreiche Schreiben ist von seinem

Onkel, dem Bruder seiner Mutter, der, wie Du weißt, in die fernen Kolonien zog und verschollen war. Der alte Bursche hat sich in Afrika ein Millionenvermögen erworben und ist dem Sterben nahe. Von Dir hängt es ab, ob wir das Geld kriegen oder nicht."

Douglas, diesmal aufsehend: „Wenn der Bursche annehmbare Bedingungen stellt, wollen wir ihm den Gefallen tun, nicht?"

Sir Hopkins, merklich erregt: „Die Bedingung, das ist's ja eben! Er schreibt: . . . ich bin nach einem arbeitsreichen Leben an jenem Punkte angelangt, wo man in seine Heimat zurückkehrt, um sein Testament zu machen. Ich fahre in drei Tagen ab und treffe in zwei Monaten bei Euch ein. Was mein Testament betrifft, so hinterlasse ich Euch mein gesamtes Barvermögen von zehn Millionen, wenn ich die Gewähr habe, als Mitglied einer patriotischen Familie sterben zu können. Wenn Du mir also schwarz auf weiß be-weisen kannst, daß einer Deiner Söhne — sicher hast Du welche — dem aktiven britischen Heer angehört, seid Ihr meine einzigen Erben."

Douglas, starr: „Der gute Mann ist irrsinnig geworden! Was nügen mir die zehn Millionen, wenn ich erschossen bin? No, meine Lieben, ich streike."

Sir Hopkins: „Du bist erbärmlich feige, Douglas."

Douglas: „Besser für Kriegsdauer feige, als sein Leben lang tot. — Uebrigens . . . er schreibt doch, einer Deiner Söhne."

Sir Hopkins: „Allerdings; er ist über unsere Familienverhältnisse nicht orientiert."

Douglas: „Alter Herr, das wird uns retten. Dein Sohn hat eine Idee, die ihn auch zu Deinem Erben machen wird! . . . Du adoptierst ganz einfach irgend einen armen Burschen aus dem Volke, der vertraglich gegen Zahlung von, sagen wir zehntausend Schilling ins Heer eintritt. Was sagst Du dazu?"

Sir Hopkins, nachdem er sich einigermaßen von seiner Verblüffung erholt hat: „Ich sage, daß Du würdevoll bist, der Sohn eines ehrenwerten Unterhausmitgliedes zu sein!"

### Zweite Szene.

Im Wohnzimmer der Familie Hopkins. Sir Hopkins, Lady Hopkins und Douglas sind um den abgeräumten Tisch versammelt. Spannungsvolles Schweigen. Endlich richtet Lady Hopkins sich auf. Sie klingelt. Ein Diener erscheint.

Lady Hopkins: „Ist der Notar schon lange im Krankenzimmer meines Bruders, des ehrenwerten Sir Richards?"

Der Diener: „Seit einer Stunde, Lady Hopkins. Sir Richards weiß, daß der Arzt die Hoffnung aufgibt, und trifft seine letzten Verfügungen."

Lady Hopkins, streng: „Das wissen wir. Sie sollten nur auf das antworten, wonach Sie gefragt werden. Es ist gut." Als der Diener sich entfernt hat: „Mein armer Bruder! . . . Wie gut, daß er noch rechtzeitig eintraf. Hast Du ihm den Musterungsschein dieses — dieses adoptierten Tommy Atkins gegeben, George Henry Emerald?"

Sir Hopkins: „Natürlich habe ich das getan. Möchte bloß wissen, wo dieser Flegel blüht."

Douglas: „Wahrscheinlich muß der arme Mensch exerzieren . . ."

Es klingelt. Gleich darauf tritt der adoptierte Tommy Atkins in junkelnagelneuer Mafiumform ein. Er ist ein achtzehnjähriger schwächerer Junge aus dem Gaunerviertel Whitechapel.

Tommy Atkins: „Guten Tag, lieber Papa, liebe Mama, lieber Bruder!"

Sir Hopkins: „Unterlassen Sie bitte diesen familiären Ton! . . . Das war in unseren Vertrag nicht mit eingelesen."

Tommy Atkins, sich ohne Umstände an den Tisch setzend: „O bitte, diese zarten Ausdrücke sollten Eie nur daran erinnern, daß die letzte Rate von zehntausend Schilling noch nicht gezahlt ist."

Sir Hopkins zieht seufzend die Briestafel und überreicht Tommy Atkins die Summe in Papier: „In Gottes Namen, jetzt sind wir quitt. Und nach der Testamentsöffnung werden Sie schleunigst verschwinden."

Tommy Atkins: „Sehr gerne, Papa! Sie sollen Tommy Atkins — Verzeihung: seit einer Woche laut behördlicher Adoptionsurkunde Tommy Hopkins — nicht mehr wiedersehen. Ich bin in Geschäftssachen ein Ehrenmann."

Ehe Sir Hopkins etwas erwidern kann, treten der Arzt und der Notar mit feierlichen Gesichtern ein.

Der Arzt: „Lady Hopkins, ich muß Ihnen die traurige Mitteilung machen, daß Ihr edler Bruder soeben sanft eingeschlafen ist."

Sir Hopkins, erregt: „Wie — etwa ohne das Testament . . .?"

Der Notar, ein Dokument vorweisend: „Nein, der Verstorbene hat als echter Gentleman den Pflichten eines Bürgers und Verwandten vollauf Genüge getan: er gestattete sich den letzten Seufzer erst, als er seinen Namenszug unter das Schriftstück gesetzt hatte. Hier ist es."

Sir Hopkins ergreift das Testament hastig und beginnt murrend zu lesen. Zuerst lassen seine Miene strahlende Befriedigung erkennen. Dann aber wird er plötzlich leichenblau. Er wankt, stürzt sich an den Tisch und sinkt dann ächzend, mit der Miene eines völlig geschlagenen Mannes auf den nächsten Stuhl.

Die Familie ist starr. Dann ergreift Lady Hopkins das Testament. Aber auch sie sinkt nach dem Ueberfliegen der ersten Seiten wie von einem schweren Schicksalsschlag getroffen nieder. Das gleiche geschieht mit Douglas.

Seht kann der Tommy seine Neugierde nicht länger bezähmen. Er ergreift das auf den Boden gestatterte Dokument und liest laut: und so vermache ich denn mein gesamtes Ver- vermögen in Höhe von zehn Millionen Schilling meinem braven, tapferen, dem britischen Reiche treu dienenden Pflanz Tommy Hopkins.

Sir Hopkins, schäumend: „Der Teufel in Person soll alle pa- triotischen Danks, Testamente und Tommys holen! Der Tommy setzt seine Nügel auf und wendet sich zum Gehen: „Ich empfehle mich, meine Herrschaften.“

Lady Hopkins sucht sich aufzurichten, mit gewaltsam liebevoller Stimme: „Willst Du uns verlassen — mein Sohn?“

Der Tommy: „Allerdings will ich das, Lady. Ich gebe zur Hand Ihres Herrn Bruders, wenn Sie nichts dagegen haben.“

Sir Hopkins ballt die Fäuste und lächelt. Douglas murmelt Klage, die in keinem Konversationsstufen stehen.

Der Tommy, sich im Lärmaffen noch einmal umwendend: „Leben Sie wohl, Sir Hopkins. Ich halte, wie Sie sehen, unseren Vertrag, indem ich verschände, und will Sie auch wunschgemäß nicht mehr Papa nennen. Aber ich werde Ihre ehrenwerte Person stets in Herz und Sinn behalten als die des größten aller Patrioten dieses Landes. Sie sind der einzige britische Bürger, der es sich zehn Millionen kosten ließ, um dem Heere einen Soldaten mehr zu verschaffen!“

Da die Äre im nächsten Augenblick hinter ihm zugefallen ist, erreicht der Fluch, den Sir George Henry Emerald Hopkins ent- sendet, nicht mehr sein Ziel.

### Büchertisch.

— **Kenke Erdős: Die Perlenschnur.** Aus dem Ungarischen von Joh. Mumbauer. Verlags-Gesellschaft Gausen, Saarlouis. — Es ist eigentlich jammer schade, daß nicht schon längere Zeit vor Ausbruch des Weltkrieges, wo noch alle an einem literarischen Ereignis hätten teilnehmen können, die Lyrik dieser Dichterin zu uns gedrungen ist. Dichterin! Sie ist es wahrhaft, keine Verfälscherin oder Erzählerin, die auf dem lyrischen Weg mit unechten Blumen und Kränzen den Frühling oder die Natur verstimmt und Prosaen brüht. Nein, hier jauchzt und klingt ein Menschenherz in einer so wundervollen Sprache, mit solcher Sicherheit der Tonmalerei, wie es nur ein Meister, der sein Instrument ganz in der Gewalt hat, vermag. Erinnern die Lieder der Sappho in ihrer pompösen hellenischen Art und Freiheit mitunter an Rabindranath Tagore, spricht aus dem Gedicht „Der wesen“ die ganze Tiefe dieser Frauenseele, und lernt man sonst die Leidenschaft und Blüt ihrer Sprache kennen, so wird man die enthusiastische Aufnahme ihrer Werke in ihrem Heimatlande Ungarn verstehen, um so mehr, wenn man die Vielseitigkeit der Dichterin beachtet und ihren ganzen Werdegang und die Abstufungen erken- nent, wie sie z. B. aus dem Bunde lyrischer Gedichte „Die goldene Schale“ sich zu erkennen geben. Hier klingen plötzlich rein religiöse Töne in unmittelbarer Sprache der Seele zu ihrem Gott. Vielen Klängen leht jede Resonanz des Theologischen; da ist nur Christus und die Menschenseele. Wie die Liebeslieder in ihrer Pracht nur dem „Gärtner“ Rabindranath Tagores zu vergleichen sind, so wächst diese Lyrik nur an Lauter und einen Angelus Silesius heran. Das vorliegende Bändchen „Die Perlenschnur“ bietet eine Auswahl aus sämtlichen Werken. Der Uebersetzung aus dem Ungarischen durch Mumbauer lag die stetige Kontrolle der Dichterin zugrunde, und es ist auf sinngetreue Uebersetzung, Rhythmus und Reim besondere Wert gelegt. Möge die ungewöhnlich große Kunst dieser Dichterin ihren Weg finden.

— **Edouard Manet. Erinnerungen von A. Proust.** Berlin, Cassirer 1917. — Biographien wollen sie uns mehr geben als gesammeltes totes Material. Man erst dann Lebensfrische, wenn ein langjähriger Vertrauter uns in das Erlebensleben seines Helden blicken läßt. A. Proust, Dichter und Literat, ist der ge- borene Biograph Manets. Als Schulkamerad mit ihm aufgewachsen, ist er ihm sein ganzes Leben nahe geblieben und schildert in dem vorliegenden Buche das Leben und die Kämpfe des Mannes, der uns heute mit einer gewissen Selbstverständlichkeit als einer der großen Neuerer der Kunst erscheint, und dessen ganzes Leben doch ein steter Kampf war, bis die Welt ihn erkannte und anerkannte. Die ganze Zeit der damaligen geistigen Hochflut taucht vor uns auf, wenn Proust von Baudelaire, Wagner, Delacroix, Zola, Gam- beita und anderen spricht. Doch erhebt er sich nie zum Pathos. In schlichter Weise erzählt er Manets Leben, stört uns nicht durch gelehrte Beschreibungen seiner Werke oder seiner Technik; aber wir nehmen dennoch teil an seiner künstlerischen Entwicklung, an seinen Kämpferleben und -freuden, die ihm nach mehrmaliger Zurück- weisung und Verhöhnung endlich die Aufnahme im Salon brachten und damit seine allgemeine Anerkennung.

— **Deutsche Zukunft.** Größe der Deutschen Hochschulen an ihre Wäcker im Felde auf das Jahr 1917. Handschriftlich wieder- gegeben, mit einem Vorwort des Chefs des stellvertretenden Gene- ralsstabes der Armee Generalleutnant Freiherr von Frentag-Loring- hoven. Herausgegeben vom Deutschen Studentendienst 1914. Neuere Ausstattung durch Professor H. D. Schude an der Kgl. Kunstgewerbe-

Schule in München. (68 S.) Gr. 8°. Berlin 1917, Buche-Verlag. Preis RM. 1.—.

— **Bong & Illustrierte Kriegsgeschichte „Der Krieg 1914/17 in Wort und Bild.“** 112.—114. Heft. (Preis je 20 Pfennig.) Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. 67, Potsdamer Straße 88.

— **Haus, Garten und Feld.** Franch'sche Verlags- handlung, Stuttgart. Vierteljährlich 6 Nummern. Zusammen 86 Pf. Probehefte unberechnet.

— **Die Weltliteratur** Nr. 8: Ludwig Thoma: Dufel Peppi. Der hl. Pies. Die Lausbuben- geschichten, mit Zeich- nung von Osk. Waldbrunn. Preis 10 Pfennig. München 2, Färbergraben 24.

### Marmeladen-Rezepte.

Marmelade ist in dieser Zeit zur Seltenheit geworden. Aber unsere stets erfindertischen Hausfrauen wissen immer Rat; sie kochen die köstlichen Marmeladen aus Zitronen, Apfelsinen, sogar auch aus Kohlrüben, trotzdem ihnen auch der Zuckerford so hoch gehängt wurde! Wir haben viel derartige Rezepte in der be- kannten Frauenzeitschrift „Das Blatt gehört der Hausfrau“ ge- funden, von denen wir einige hier zu Nutz und Frommen unserer Leserinnen wiedergeben.

#### Falche Orangen-Marmelade.

Zutaten: 1 Pfund saftreiche Zitronen, 1 Pfund Mohrrüben, 1 Pfund Zucker. Die Zitronen werden mit einer scharfen Bürste im Wasser abgeburstet, abgeschält, von der weißen Haut und den Kernen befreit und mit der Schale durch die Reibemaschine ge- geben. Die Mohrrüben werden geschält und ebenfalls durch die Maschine getrieben. Beides zusammen wird mit reichlich Wasser gefocht, bis die Mohrrüben weich sind, dann mit dem Zucker noch eine Weile auf durchgefocht. Die Marmelade stellt sich nicht teuer und hat pikanten Geschmack und schönes Aussehen.

#### Apfelsinen-Marmelade.

1 Pfund Apfelsinen, das sind je nach Größe 3 oder 4 Stück, 1 Liter Wasser gleich 1/2 Pfund, 2 Pfund Zucker. Das ergibt in der Gesamtmenge 4 1/2 Pfund. Apfelsinenschalen und Fleisch werden 24 Stunden in dem Wasser eingeweicht. Die Kerne werden ent- fernt. Nun werden zunächst die Schalen in dem abgekochten Wasser weich gefocht und dann mit dem Fruchtfleisch durch die Maschine getrieben. Man kann die Schalen auch in haareine Streifen schneiden und auch das Fleisch in kleinere Stücke zer- schneiden. In der fertigen Marmelade sieht letzteres besser aus. Nun setzt man alles mit Zucker und dem Einweichwasser zu Feuer und läßt es zwei Stunden kochen. In geringeren Zwischenräumen rührt man die Masse um, es fortgesetzt zu tun, ist nicht nötig. Etwa der vierte Teil kocht ein, so daß man ein Ergebnis von etwa 3/4 Pfund hat. Die Kosten stellen sich nach Qualität der Apfelsinen inklusive Feueraufwand kaum höher als 50 Pfennig das Pfund, bei sehr guter Qualität. Die Marmelade hält sich bei kühler Aufbewahrung ohne Konservierungsmittel geraume Zeit.

#### Marmelade aus Kohlrüben.

5 Pfund gelbe Steckrüben (Kohlrüben) schält man, wäscht sie ab und schneidet sie in ganz kleine Stücke. Dann legt man sie mit etwas Wasser und einem halben Kochlöffel Salz aufs Feuer, läßt sie aufkochen, gießt das Wasser ab und setzt sie mit kochendem Wasser auf. Wenn sie gar sind, schüttet man sie auf einen Turf, schlag zum Abtropfen. Inzwischen reibt man die Schale einer ganzen Zitrone, die Schale einer ganzen Apfelsine ab und gibt das Abgeriebene sowie den Saft von einer Apfelsine und von drei Zitronen zur Masse. Dann fügt man 1 Pfund Zucker bei (hot man mehr, ist es besser) und läßt die Masse unter Umrühren kochen, bis sie sämig ist. Nun wird sie auf einen Durchschlag ge- schüttet und durchgerührt. Wünscht man, daß die Marmelade eine schöne Farbe haben soll, so kann man etwas Johannisbeer- oder Himbeer- oder Heidelbeersaft darunter mischen. Die Marmelade hält sich nicht lange.

### Silberrätsel.

Aus den Silben: a, o, al, an, ch, dan, di, e, e, ei, en, er, ger- ham, is, la, li, me, mo, na, ne, ne, ni, o, oz, rah, ring, sa, se, sen, sum, te, ti, tor, u, u, ve, ver, wall, zu, zu sind 16 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben der Reihe nach gelesen, ein zeitgemäßes Zitat aus Schillers „Don Carlos“ ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Reiter.
2. Insel im großen Ocean.
3. Schreibsilbergerät.
4. Bergwerksprodukt.
5. Durch die Sage bekannte Ortschaft.
6. Drama von Shakespeare.
7. Römische Göttin.
8. Jäblicher Frauenname.
9. Stadt in Böhmen.
10. Dorf im Engadin.
11. Weltall.
12. Südamerikanischer Staat.
13. Genußmittel.
14. Alerkümliche Befestigung.
15. Land in Kleinasien.
16. Italienscher Dichter.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Silberrätsels in voriger Nummer:  
Umarmung feindlicher Truppen in Salonik.

Schließung: Dr. A. Bey. — Zweiflungsdruck und Verlag der Brühl'schen Universitäts-Buch- und Steindruckerei. A. Lange, Gießen.